

# ÄRZTETAGUNG DES ERZBISTUMS PADERBORN

## Sterben als Prozeß

Medizinische und theologische Überlegungen angesichts des  
„Hirntod-Kriteriums“

21. November 1998  
in der Kaiserpfalz, Paderborn

# Inhaltsverzeichnis

Tagungsfolge

<i>Prof. Dr. Heinz Angstwurm</i> Sterben und Tod aus medizinischer Sicht	1
<i>Prof. Dr. Bernhard Fraling</i> „Herr, tu mir mein Ende kund“ (Ps 39,5) – Der Tod in der Sicht des Glaubens	8

## Begrüßung zur Ärztetagung 1998

Meine Damen und Herren,

ich darf Sie alle zu unserer diesjährigen Ärztetagung im Erzbistum Paderborn begrüßen und heiße Sie ganz herzlich willkommen. Es ist ja inzwischen zu einer guten Tradition geworden, daß sich jedes Jahr im November Mediziner aus dem ganzen Bistum hier in Paderborn in der Kaiserpfalz versammeln, um wichtige Problemfelder ihrer täglichen Arbeit zur Sprache zu bringen und im Licht des christlichen Glaubens zu reflektieren. Auf diese Weise bleibt der wichtige Dialog zwischen Ärzten und Kirche, zwischen medizinischer Wissenschaft und Technik einerseits und Sinndeutung des ärztlichen Tuns andererseits, aufrecht erhalten. Ich freue mich dabei ganz besonders, daß in diesem Jahr die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Ärztetagung wieder deutlich gegenüber den vergangenen Jahren angestiegen ist.

**Sterben als Prozeß. Medizinische und theologische Überlegungen angesichts des „Hirntod-Kriteriums“** so ist in diesem Jahr unsere Tagung überschrieben.

Ausgangspunkt für die Wahl dieses Thema war diesmal die Debatte über das „Hirntod-Kriterium“, die in den vergangenen Jahren im Vorfeld zum Transplantationsgesetz heftig geführt wurde. Ereignisse, wie das sogenannte „Erlanger Baby“ hatten ja für weite Teile der Bevölkerung handgreiflich und anschaulich werden lassen, welche menschliche und ethische Problematik damit verbunden sein kann, wenn der Hirntod und der Tod des Organismus auseinanderfallen. Die moderne Intensivmedizin, die es möglich gemacht hat, den menschlichen Organismus auch dann noch in seinen Funktionen zu erhalten, wenn das Gehirn bereits teilweise oder vollständig abgestorben ist, wurde als Verursacherin all dieser Probleme namhaft gemacht und beschuldigt. Der Transplantationsmedizin wurden vorgeworfen, daß sie aus einseitigen Interessen heraus für das Hirntod-Kriterium plädiere.

Vor allem aber wurde eine breite Diskussion über die Frage angestoßen, wann der Mensch denn wirklich tot sei. Denn dadurch, daß nun auseinanderfallen kann, was für die Erfahrung bisher zusammengehörte, nämlich der Tod des menschlichen Gehirns und der Zusammenbruch aller organischen Funktionen, ist der Todeszeitpunkt nicht mehr eindeutig auszumachen. Zwar läßt sich zwischen dem Tod der *Person* und dem Tod des *Organismus* unterscheiden. Die Frage aber, wann der *Mensch* tot ist, ist damit noch gar nicht beantwortet. Dies ist nämlich auch gar keine medizinische oder wissenschaftliche Frage, sondern eine Frage der Deutung des Menschen. Wie wir sie beantworten, ist entscheidend von unserem Bild des Menschen abhängig. Damit aber ist sie letztlich auch eine Frage an unsere Gesellschaft und eine Frage, die im gesellschaftlichen Diskurs zu beantworten ist.

Die Diskussion um das Hirntod-Kriterium im Zusammenhang mit dem Transplantationsgesetz ist inzwischen ruhiger geworden, nachdem das Gesetz eine klare Zustimmungsregelung beinhaltet. Andererseits aber ist die anthropologische Frage, was der Tod des *Menschen* ist und wie wir mit dem Menschen in seinem Sterben angemessen und würdig umgehen sollen, damit noch nicht beantwortet. Die Widersprüchlichkeit, daß ein Mensch beim vollständigen Ausfall seiner Hirntätigkeit für tot erklärt wird, für die unmittelbare Erfahrung aber noch lebt, bleibt ein beunruhigendes Ergebnis der modernen Intensivmedizin, das noch philosophisch und theologisch eingeholt werden muß.

Meine Damen und Herrn,

all diese Gedanken und Fragen haben uns bewegt, als wir uns für das diesjährige Thema entschieden haben, und wir wollen ihnen auf unserer heutigen Tagung nachgehen und vielleicht das ein oder andere klärende Wort erhalten. Wir haben dazu zwei Referenten eingeladen, die zunächst aus ihrem jeweiligen Arbeitsgebiet und ihren Erfahrungen zu unserer Frage berichten, bevor wir in die allgemeine Diskussion eintreten.

Zunächst wird *Prof. Dr. Heinz Angstwurm* zu Ihnen sprechen. Er ist Ordinarius für Neurologie und als Oberarzt an der Neurologischen Klinik der Universität München tätig. Er wird zu Ihnen ausgehend von der Problematik des Hirntod-Kriteriums sprechen über das Thema **„Sterben und Tod aus medizinischer Sicht“**. Ich darf Sie Herr Professor Angstwurm ganz herzlich in unserer Mitte begrüßen und danke Ihnen, daß Sie die weite Entfernung von München hierher nicht gescheut haben und zu uns gekommen sind.

Nach dieser medizinischen Bestandsaufnahme zum Prozeß des Sterbens soll es dann aber auch darum gehen, aus theologischer Sicht den Tod und das Sterben des Menschen zu deuten und die medizinischen Fakten in ein humanes Gesamtbild des Menschen zu integrieren. Dazu wird ebenfalls heute morgen *Prof. Dr. Bernhard Fraling* sprechen. Professor Fraling war Ordinarius für Moraltheologie zunächst hier in Paderborn, später dann in Würzburg. Er ist seit 1996 emeritiert und seitdem in Münster in der Seelsorge tätig. Er hat sein Referat überschrieben mit dem Titel **„Herr, tu mir mein Ende kund“ (Ps 39,5). Der Tod in der Sicht des Glaubens**. Ich darf auch Sie, Herr Professor Fraling, ganz herzlich willkommen heißen und freue mich, daß Sie aus Münster heute zu uns gekommen sind.

Ich möchte nun unserer Tagung einen guten Verlauf wünschen. Ich denke, daß auch diesmal wieder eine ganz entscheidende Frage an der Schnittstelle von Medizin und christlichem Glauben zur Debatte steht, und freue mich auf die beiden Referaten und die Beiträge aus Ihren Reihen zum Thema.

Heinz Angstwurm

## **Sterben und Tod aus medizinischer Sicht**

Das Referat "Sterben und Tod aus medizinischer Sicht" soll gemäß der Einladung besonders auf das "Hirntodkriterium" eingehen, den nachgewiesenen Hirntod verstanden als Kriterium für die Unterscheidung zwischen Sterben und Tod des Menschen.

Die Frage, ob der nachgewiesene Hirntod den unaufhaltsamen oder den beendeten Sterbeprozess, den unmittelbar bevorstehenden oder den bereits eingetretenen Tod anzeige, muß als Frage nach dem biologischen Lebensende des Menschen unterschieden werden von der Frage des Verhaltens gegenüber dem betroffenen Mitmenschen, von der Frage nach der Legalität und der Legitimität sowie nach der ethischen und der metaphysischen Begründung dieses Verhaltens, außerdem von der Frage nach der spirituellen Bedeutung von Sterben und Tod.

Nur die erste dieser Fragen, die Frage nach der biologischen Bedeutung des Hirntodes, obliegt der naturwissenschaftlichen Medizin, der unersetzlichen, aber nicht der einzigen Grundlage allen ärztlichen Handelns zumindest in unserem Kulturbereich. Mit der Entwicklung der naturwissenschaftlichen Medizin wurde der Arzt so sehr auch für Sterben und Tod zuständig, daß Philippe Aries in seiner "Geschichte des Todes im Abendland" von einer "Medikalisierung des Todes" gesprochen hat. Dieser letztlich kulturhistorischen Entwicklung kann sich niemand mehr entziehen. Aber nicht erst seit der grundsätzlichen Skepsis gegenüber der Naturwissenschaft fühlt und weiß der mit dem wirklichen Menschen befaßte Arzt, daß er seiner Aufgabe allenfalls dann gerecht werden kann, wenn er über der Pathophysiologie und der Pathologie nicht den betroffenen Menschen übersieht, genau gesagt: wenn er nicht übersieht, daß ihm ein Mitmensch anvertraut ist. Dies unterscheidet auch die medizinische und die ärztliche Sichtweise des Hirntodes.

Begriff und Wort "Hirntod" wurden Ende des 18. Jahrhunderts von X. Bichat geprägt für den hirnbedingten Todeseintritt, analog Herztod und Lungentod und analog den alten "atria mortis" als Bezeichnung für einen im jeweiligen Organ beginnenden Gesamt-Tod - nicht Sterben - dem der Tod der anderen Organe folge. Heute besagt Hirntod, daß das gesamte Gehirn abgestorben und deshalb seine Gesamtfunktion endgültig ausgefallen ist. Praktisch wichtig wird dies nur dann, wenn der Hirntod vor dem endgültigen Herzstillstand eintritt und die Intensivbehandlung einschließlich maschineller Beatmung den im Herzen selbst entstehenden Herzschlag, den Kreislauf und damit die Tätigkeit der übrigen Organe aufrechterhalten kann.

Die Häufigkeit des Hirntodes insgesamt und bei seinen einzelnen Grundkrankheiten ist unbekannt und wird auf 0,5 - 1 % aller Todesfälle eines Jahres bis auf 8 - 10 % der Todesfälle auf großen interdisziplinären Intensivstationen geschätzt. Als Ursache finden sich alle Krankhei-

ten und Schäden des Gehirns mit Druckerhöhung im Hirnschädel über den für die Hirndurchblutung erforderlichen Blutdruck hinaus. Der Hirndruck führt zunächst zum Ausfall der Funktion, dann der Perfusion und schließlich zum ischämischen Totalinfarkt des Gehirns. Gemäß dieser von der Ätiologie unabhängigen Pathogenese des Hirntodes findet sich autoptisch neben den Phänomenen der intrakraniellen Drucksteigerung die postmortale Autolyse am Gehirn weiter als an den übrigen Organen fortgeschritten. Dieser Befund beweist, daß das Gehirn vor dem übrigen Körper abgestorben war.

Zweifel gegenüber der Sicherheit der Hirntodfeststellung und gegenüber dem dabei vollständigen Ausfall der Hirnfunktionen sind menschlich verständlich, sachlich aber bei vorschriftsgemäßem Vorgehen, in Deutschland gemäß den Richtlinien des Wissenschaftlichen Beirates der Bundesärztekammer, unbegründet: Denn historisch betrachtet wurde der Hirntod "entdeckt" durch die Synopse der Grundkrankheit, ihres Verlaufs, der auf der Intensivstation beobachteten Befunde und des Obduktionsbefundes. Auf eben dieser Grundlage beruhen unverändert, weil unveränderlich die Vorschriften zur Diagnose und Dokumentation des Hirntodes und die Aussage, daß der Hirntod sicher festgestellt werden kann. Der autoptische Hirnbefund läßt zudem keinen Zweifel daran, daß selbst eine theoretisch vielleicht unbekannt Funktion des Gehirns nicht mehr möglich gewesen wäre und nicht mehr hätte möglich werden können, wie lange auch immer der Herz- und Kreislaufstillstand verzögert worden wäre.

Für das Verständnis der Auswirkung, der Bedeutung des vorschriftsgemäß festgestellten Hirntodes sind folgende Hinweise hilfreich:

1. Sterben und Tod lassen sich begrifflich nicht für sich allein, sondern nur vom Leben her bestimmen. Das Sterben ist das Enden oder Verlieren, der Tod das Ende oder der Verlust des Lebens, Sterben ein Prozeß oder Geschehen, Tod ein Ereignis oder Zustand, das Sterben der letzte Abschnitt, der Tod die Grenze des Lebens, das Sterben die letzte dem Menschen auf Erden gestellte Aufgabe, der Tod die vollzogene Aufgabe oder die vollzogene Hingabe des Lebens. Der sterbende ist ein lebender Mensch. Der verstorbene, der tote Mensch hat sein Leben auf Erden vollendet. Weder der Beginn noch ein bestimmter Abschnitt des Sterbens läßt sich einheitlich festlegen und feststellen, ebensowenig ein Zeitpunkt, ab dem das Sterben unbeeinflussbar und zeitlich nicht mehr modifizierbar, sei es zu beschleunigen, sei es zu verlangsamen wäre. Feststellen läßt sich nur der eingetretene, nicht aber der eintretende Tod. Grundsätzlich irreversibel ist nur der Tod, nicht das Sterben.
2. Das Leben läßt sich begrifflich nicht scharf fassen, aber sein Ende hinreichend genau beschreiben. Dabei darf nicht übersehen werden, daß Leben und damit Tod etwa in der Hl. Schrift, in einer Biographie, im Alltag Verschiedenes besagen und selbst in der Biologie Verschiedenes je nachdem, ob von Zellen, Geweben, Organen, Lebewesen gesprochen wird. Gewiß ist das Leben auch ein molekularbiologischer Vorgang und ein Geschehen auch in Organen. Aber das Lebewesen ist als Ganzes, als Ganzheit und Einheit, mehr als die Summe seiner Körperteile und deren Tätigkeiten und weist andere Lebensäußerungen, andere "Lebenszeichen" als Zellen, Gewebe und Organe auf.
3. Der Mensch gehört einerseits als Lebewesen zur Natur, weshalb alle biologischen Gegebenheiten entsprechend hochentwickelter Lebewesen sich auch bei ihm finden. Andererseits unterscheidet sich der Mensch prinzipiell und nicht nur graduell von allen anderen Lebewesen durch etwas, das nicht aus der Natur ableitbar und nicht von der Natur her erklärbar ist und deshalb als metaphysisch, unkörperlich oder geistig bezeichnet wird.

"Geist" darf in diesem Zusammenhang nicht als Intellekt mißverstanden werden, sondern meint zusammenfassend den gesamten Gegenstand der Geisteswissenschaften ("humanities" im Englischen), alles Unkörperliche, Metaphysische des Menschen, vor allem aber das, was ein bewußt sterbender Mensch in die Worte Jesu fassen kann: "Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist". Das Physische und das Metaphysische des Menschen bilden die ihn und nur ihn konstituierende untrennbare (individuelle) physisch-metaphysische Einheit. Sie ist unübertrefflich dargestellt im Schöpfungsbericht der Bibel, der schildert, daß Gott den Menschen aus schon geschaffenem Stoff geformt und den so gestalteten Körper belebt habe. In gleicher Weise betrachtet der christliche Glaube den lebenden Menschen als körperlich - unkörperliche Einheit. Der Christ erhofft die Auferweckung der Toten und eine körperliche Gestaltung des Menschen auch in der kommenden Welt, nicht nur die Unsterblichkeit der Seele. Zu den Einzelheiten der physisch-metaphysischen Einheit kann auch die naturwissenschaftliche Medizin nur sagen, daß dafür das Gehirn notwendig und unersetzlich ist und daß sich das Metaphysische des Menschen in diesem Leben nur zusammen mit dem menschlichen Körper vorfindet.

Hier soll ein mögliches Mißverständnis verhütet werden:

Physisch-metaphysische Einheit besagt nicht, das Physische und das Metaphysische seien ein- und dasselbe oder das Metaphysische entwickle sich aus dem Physischen. Alle materialistischen Mißverständnisse des Menschen übersehen den Unterschied zwischen notwendig und hinreichend. Der menschliche Körper ist eine notwendige Bedingung, aber keine hinreichende Erklärung oder gar die Ursache alles dessen, was am Menschen körperlich, metaphysisch ist. Vergleichbar ist das Auge die notwendige körperliche Voraussetzung des Sehens; aber der physikalisch-chemische Prozeß in der Netzhaut kann nicht das Sehen, das Wahrnehmen, das Betrachten und das Schauen, nicht das Einsehen und das Erkennen, nicht die Vorstellung von Gegenständen, nicht die mit der Wahrnehmung und der Erkenntnis verbundene Gemütsbewegung wie Freude oder Trauer und nicht das auf Wahrnehmung und Erkenntnis oder auf entsprechender Vorstellung beruhende Verhalten erklären.

4. Gemäß 1 bis 3 ist zu unterscheiden zwischen dem Tod von Körperteilen, dem Tod eines Lebewesens und dem Tod des Menschen als Lebewesen. Der Tod von Körperteilen besteht und gibt sich zu erkennen im vollständigen und endgültigen Verlust der jeweiligen Lebenszeichen einer Zelle, eines Gewebes oder eines Organs. Der Tod eines Lebewesens besteht und gibt sich zu erkennen im vollständigen und endgültigen Verlust der Lebensmerkmale, die es als das jeweilige Lebewesen kennzeichnen.

Der Tod des Menschen besteht und gibt sich zu erkennen im vollständigen und endgültigen Verlust der Lebensmerkmale, die ihn als Lebewesen Mensch kennzeichnen, im Ende der physisch-metaphysischen Einheit, die der lebende Mensch ist. Theologisch ist vom Tod als Trennung von Seele und Leib oder Körper gesprochen worden, je nachdem Leib synonym mit dem Körper oder als der beseelte Körper verstanden wurde. Ärztlich meint man keinen grundsätzlichen Widerspruch sehen zu können zwischen dem Tod als Ende der physisch-metaphysischen Einheit und dem Tod als Trennung von Körper und Seele. Denn es gibt biologisch nur einen Tod des Menschen. Dieser eine Tod muß in etwas bei allen Menschen grundsätzlich Gleichem bestehen, unabhängig von ihrem individuellen Selbstverständnis, ihrer Mentalität und Weltanschauung, aber auch unabhängig von einem bestimmten "Menschenbild" oder Kulturkreis. Das Einzige, das alle und jeden einzelnen

lebenden Menschen in gleicher Weise konstituiert, ist die unter allen Lebewesen einzigartige physisch-metaphysische Einheit.

Die Lebensmerkmale des Lebewesens Mensch sind dann vollständig und endgültig verloren, die physisch-metaphysische Einheit Mensch ist dann beendet - und auch nicht mehr wie am Anfang des Lebens als Anlage vorhanden - wenn das Gehirn des betroffenen Menschen abgestorben ist.

Denn zum einen sind mit dem Hirntod die Lebensmerkmale des Menschen als Lebewesen für immer verloren gegangen:

- jede Möglichkeit eines spontanen angeborenen oder erlernten Verhaltens, von Handlungen mit zielgerichtet und zweckmäßig geordnet aufeinanderfolgenden Bewegungen, damit die Spontaneität und Selbständigkeit als Lebewesen
- jede Möglichkeit eines von außen auslösbaren Verhaltens mit der sensomotorischen Integration, der vom inneren Zustand mitbestimmten Reizantwort und Reizauswahl
- jede Möglichkeit zum Lernen als Anpassung des Verhaltens an veränderte Bedingungen
- jede Möglichkeit zum Wach- und zum Schlafzustand, damit auch zum Träumen
- jede Möglichkeit zu einem Einfluß auf die Ausrichtung des Körpers im Raum und auf die Körperhaltung
- jede Möglichkeit zum physiologischen Wachsen und Reifen, zur Fortpflanzung aus eigenem und innerem selbst bestimmtem Antrieb, zur Steuerung innerer Organe und ihrer Wechselbeziehungen je nach äußeren und inneren Umständen, die vegetative Integration
- die Zusammenfassung und Vereinheitlichung der einzelnen Körpertätigkeiten und ihrer Wechselbeziehungen zum oder als Lebewesen.

Zum anderen und untrennbar davon ist mit dem Hirntod für immer die notwendige und unersetzliche körperliche Grundlage zu allem verloren gegangen, was den Menschen von allen anderen Lebewesen unterscheidet. Nach dem Tod seines Gehirns kann der Mensch auch im menschlichen oder personalen Sinn nicht mehr handeln, nichts mehr aus seiner Umgebung, nichts mehr aus seinem Inneren fühlen, empfinden, wahrnehmen, beobachten und beantworten, nichts mehr denken, erkennen, beurteilen, entscheiden, erleben und beabsichtigen, kein Bewußtsein, auch kein Ich-Bewußtsein mehr haben. Andere Menschen können eine Beziehung nur noch zu ihm, nicht mehr mit ihm aufnehmen.

Die Auswirkungen des Hirntods auf den Menschen als Lebewesen, als physisch-metaphysische Einheit bedingen, daß mit dem Hirntod ein sicheres Todeszeichen des Menschen nachgewiesen ist. Die Unterscheidung zwischen Todeszeichen und Tod will verdeutlichen, daß der eingetretene Tod an seinen Auswirkungen, an den Todeszeichen festgestellt, aber nicht sein Geheimnis, sein Wesen enträtselt werden kann.

Die Bedenken und Einwände gegenüber der Bedeutung des Hirntodes als sicheres Todeszeichen können nicht ernst genug genommen und nicht verständnisvoll genug beantwortet werden. Sie lassen sich zusammenfassen:

1. Fehldeutungen unmittelbarer, aber ungeprüfter Eindrücke und medizinischer Befunde,
2. Verquickung oder Verwechslung naturwissenschaftlich-medizinischer und anderer Aussagen zum Tod,



### 3. weltanschaulich-religiöse metaphysische Überzeugungen.

Zu 1.)

Die Fehldeutung persönlicher Wahrnehmungen liegt besonders nahe, beruht sie doch auf dem für uns alle scheinbar selbstverständlichen Augenschein und Gebrauch des Wortes "Leben". Aber solchen Verständnisschwierigkeiten des Hirntodes ist auch gemeinsam, daß sie den Augenschein überschätzen und den Unterschied sowohl zwischen dem Leben von Körperteilen und dem Leben des Lebewesens als auch den Unterschied zwischen dem Ganzen als Summe und dem Ganzen als Ganzheit, als Einheit, als Funktionseinheit unterschätzen. Die Deutung bestimmter Befunde erfordert bestimmte Untersuchungen. Gleichwohl läßt sich - aber eben nur durch medizinische Untersuchungen - sehr wohl ein bewußtloser, aber lebender Mensch von einem nie mehr erweckbaren und erwachenden, weil hirntoten Menschen unterscheiden und lassen sich spinale und hypophysäre eindeutig von zerebralen Befunden abgrenzen. Biologisch ebenso eindeutig lassen sich die erfahrungsgemäß besonders bewegenden Fragen beantworten, die sich aus einer über den Hirntod der Mutter hinaus intensivmedizinisch erhaltenen Schwangerschaft ergeben können, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß sich damit auch andere als ausschließlich naturwissenschaftlich-medizinische Fragen verbinden. Aber eine solche Schwangerschaft verunsichert - wie die immer wieder einmal vorgebrachte Zeugungsfähigkeit eines hirntoten Mannes - das Verständnis für die biologische Bedeutung des Hirntodes als sicheres Todeszeichen des Menschen. Deshalb soll hier nur auf den biologischen Sachverhalt eingegangen werden:

- a) Die Weitergabe des Lebens erfolgt nicht durch die Schwangerschaft, sondern durch die Zeugung mit der Vereinigung von Ei - und Samenzelle. Diese Vereinigung ist auch außerhalb des Mutterleibes und ohne den natürlichen Zeugungsakt möglich. Biologisch entsteht das neue Lebewesen mit der Vereinigung einer lebenden Ei- und einer lebenden Samenzelle, unabhängig vom Ort und anderen äußeren Umständen der Vereinigung und unabhängig auch davon, ob zu diesem Zeitpunkt Vater und Mutter noch leben.
- b) Die Geschlechtsorgane bleiben beim hirntoten Menschen über den intensivmedizinisch erhaltenen Kreislauf durchblutet und können damit auch über den Hirntod hinaus betätigt werden, freilich nur von fremder Hand und nicht mehr vom betroffenen Menschen selbst. Eine von anderen bewirkte Zeugung durch eine hirntote Frau oder durch einen hirntoten Mann ist bisher nicht bekannt geworden und könnte nicht beweisen, daß die betreffende Frau oder der betreffende Mann noch lebe.
- c) Die anfängliche Entwicklung des Menschen erfolgt zwar natürlicherweise und damit am besten, aber nicht notwendigerweise allein im Mutterleib. Denn der Mensch entwickelt sich von seiner Zeugung an aus eigenen inneren Gründen und nach eigenem inneren Gesetz, wenn nur für alles biologisch Nötige gesorgt wird. Im Zusammenhang der Bemühungen um das Leben zu früh geborener Kinder wurde tierexperimentell ein Säugetier in einer künstlichen Gebärmutter zur Entwicklung gebracht. Aus all' dem ergibt sich: Biologisch widerlegt eine intensivmedizinisch in einer hirntoten Frau erhaltene Schwangerschaft nicht die Bedeutung des Hirntods als sicheres Todeszeichen des Menschen. Freilich: Dies allein beantwortet die anderen Fragen einer solchen Schwangerschaft ebenso-

wenig wie die Biologie alle Fragen der Mutterschaft und der Vaterschaft beantworten kann.

Zu 2.)

Medizinische Aussagen zum Tod befassen sich mit dem Tod als biologischem Lebensende des Menschen. Die damit zusammenhängenden Fragen gelten den bei allen Menschen grundsätzlich gleichen körperlichen Vorgängen und Befunden unabhängig davon, zu welcher Religion sich der einzelne Mensch bekennt, in welchem Kulturkreis und Staat er lebt, unabhängig auch von seinen persönlichen Auffassungen und Überzeugungen. Biologische Fragen auch des Lebensendes lassen sich nur durch Naturbeobachtung, nicht durch Gewissensentscheidung wie ethische Fragen, nicht durch Abstimmung wie politische Fragen und nicht durch Gesetze und Verordnungen wie rechtliche Fragen beantworten. Nicht deshalb ist der Hirntod ein sicheres Todeszeichen, weil ein ärztliches oder ein politisches Gremium es beschlossen hätte. Vielmehr haben zahlreiche ärztliche Gremien den Hirntod deshalb als Todeszeichen des Menschen beschrieben und bekannt gemacht, weil die Bedeutung der Hirntätigkeit für das Leben des Menschen und die Bedeutung des Hirntodes für den Tod des Menschen keine andere Aussage zuließen und zulassen.

Von der biologischen Bedeutung des Hirntodes zu trennen war und ist die grundsätzlich, wenn auch nur teilweise rechtlicher wie ethischer Entscheidung anheimgegebene Frage des Umgangs der Lebenden mit dem toten Menschen und seiner materiellen und immateriellen Hinterlassenschaft. So obliegt die Frage, ob und wenn ja unter welchen zusätzlichen Bedingungen einem hirntoten Menschen lebensnotwendige Organe entnommen werden dürfen, nicht der naturwissenschaftlichen Medizin und kann deshalb nicht allein von den Ärzten beantwortet oder gar entschieden werden. Andererseits kann man nicht gleichzeitig die Bedeutung des Hirntodes als Todeszeichen ablehnen und trotzdem die Transplantation von Organen gestatten, die nur beim toten Spender entnommen werden können. Eine Organentnahme mit grundsätzlich unentrinnbarer Todesfolge wäre eine Tötung auch dann, wenn sie beim sterbenden, eben damit beim lebenden Menschen und mit dessen früherer Zustimmung erfolgte. Der Gesetzgeber könnte eine solche Organentnahme zwar von der staatlichen Strafverfolgung befreien, aber nicht vor den anderen unabsehbaren und jedenfalls folgenschweren Auswirkungen einer Tötung, zudem einer Tötung allein im Interesse anderer bewahren. Aber man muß auch klarstellen: Die Überlegung einer Organentnahme beim Sterbenden beruhte und beruht auf dem bedauerlichen Irrtum, der Hirntod sei kein sicheres Todeszeichen des Menschen.

Eingewandt wird gegen die Bedeutung des Hirntodes als Todeszeichen auch, sie betrachte den Menschen "biologistisch", enge ihn auf seine Intelligenz ein, entspreche einem dualistischen und widerspreche dem christlichen Menschenbild, weil der Mensch als Ganzes beseelt sei. Darauf ist zu antworten:

Die naturwissenschaftliche Medizin - und nicht nur sie - betrachtet den Menschen, so wie er sich nun einmal vorfindet, als untrennbare physisch-metaphysische Einheit. Über die grundsätzliche und über die individuelle Entstehung dieser Einheit ist damit nichts gesagt.

Die biologische Bedeutung des Hirntodes betrifft den Unterschied zwischen dem dualistischen und dem monistischen Menschenbild so wenig wie dieselbe Bedeutung des endgültigen Herz- und Kreislaufstillstandes. Die Bedeutung des Hirntodes als sicheres Todeszeichen engt

den Menschen nicht auf seine Intelligenz ein und definiert ihn so wenig über sein Gehirn, wie ihn die Bedeutung des irreversiblen Herz- und Kreislaufstillstandes oder der Totenstarre als sicheres Todeszeichen über das Herz oder über die Muskulatur definiert. Es geht weder um eine "Bewertung" des Menschen nach seiner Intelligenz noch um eine "Bewertung" des Lebens, weil es um überhaupt keine Bewertung sondern um einen biologischen Sachverhalt geht. Die Seele, alles Metaphysische am Menschen ist gewiß nicht auf sein Gehirn eingrenzbar, aber ebenso gewiß gibt es in dieser Welt keine von der Hirntätigkeit des einzelnen Menschen völlig unabhängige Tätigkeit seiner Seele, wenn denn Seele das geistige Lebensprinzip des Menschen und nicht eine beliebige Lebenserscheinung von Körperteilen meint. Kein biologischer Sachverhalt des menschlichen Körpers kann als solcher dem christlichen Menschenbild widersprechen. Denn für den Christen ist die Natur und mit ihr auch der menschliche Körper eine Schöpfung Gottes, von der es im Schöpfungsbericht heißt: "Und Gott sah alles, was er gemacht hatte. Und sehr gut war es."

Zu 3.)

Philosophische und weltanschaulich-religiöse metaphysische Überzeugungen haben unter freien Menschen selbstverständlich Anspruch auf Achtung und Rücksichtnahme. Die Freiheit persönlicher Überzeugung ist auch vom Grundgesetz unseres Staates geschützt. Aber der Freiheit sind bestimmte Bereiche entzogen. Wer aus persönlicher, zuletzt nicht hinterfragbarer Überzeugung die Bedeutung des Hirntodes als Todeszeichen ablehnt, läßt sich nicht durch biologische Gründe beeinflussen oder gar bestimmen. Er sollte sich aber auch nicht auf naturwissenschaftlich-medizinisch unrichtige oder halb wahre Argumente sondern auf die Freiheit und die Würde der persönlichen Überzeugung als Überzeugung berufen. Er hat nichts zu befürchten.

Zusammenfassend ergibt sich:

Sterben und Tod werden von der Medizin naturwissenschaftlich betrachtet, ein notwendiger Beitrag zu einer nüchternen Besinnung auf den Gegenstand, aber keine hinreichende Antwort auf die damit auch verbundenen geisteswissenschaftlichen, religiös-weltanschaulichen und seelsorgerlichen Fragen, daher keine Befriedigung des fragenden Menschen. Dies vermag zuletzt nur die Religion, für den Christen die Hl. Schrift und ihre Auslegung durch die Kirche. Deshalb und nicht nur aus psychologischen Gründen schätzt auch der Arzt die Krankenseelsorge als einen notwendigen und integrierenden Bestandteil des Dienstes am Menschen. Als Arzt kann man nur dankbar sein für eine von der Kirche gestaltete, vom Herrn Erzbischof persönlich angeregte und mit seiner Anwesenheit beehrte Ärztetagung wie hier in Paderborn, für die entsprechenden Schriften der Deutschen Bischofskonferenz und der EKD sowie für die Einrichtung des Päpstlichen Rates für die Seelsorge im Krankendienst und für seine Charta der im Gesundheitsdienst tätigen Personen. Denn in Wahrheit und in Wirklichkeit können wir nur gemeinsam das gemeinsame, ebenso einfache wie große Ziel anstreben, dem Menschen auch in seinen mit Sterben und Tod zusammenhängenden existentiellen Ängsten und Nöten zu dienen und zu helfen.

Bernhard Fraling

## „Herr, tu mir mein Ende kund“ (Ps 39,5) – Der Tod in der Sicht des Glaubens

### 1) Eine zunächst offen bleibende Frage: Gibt es Freiheit angesichts des Todes?

Verantwortliches Ja-sagen zur leibhaftigen menschlichen Existenz, verantwortete kreative Gestaltung des Lebens in seiner konkreten Materialität bedeutet auch das Ja-sagen zu seiner Verlaufsgestalt, die Annahme seiner Endlichkeit, die uns im Tode am allerdeutlichsten bewußt wird. *Die Annahme seiner selbst muß auch und immer Annahme des Todes bedeuten.* Man kann realistisch zu diesem Leben nicht ja sagen, ohne daß darin das Ja zur Endlichkeit des Lebens ausgesprochen ist.

Wenn wir von freier Annahme des Todes oder sogar von freier Gestaltung des Sterbens sprechen - geben wir uns da nicht einer Illusion hin? *Gleichen wir nicht jenem König, dem der kleine Prinz auf seiner Reise durch das Weltall begegnet, jenem König, der eine Verfügungsgewalt über das All dadurch dokumentiert, daß er jeweils das befiehlt, was ohnehin geschieht.* „Was ist also mit meinem Sonnenuntergang?“ erinnerte der kleine Prinz ... ‘Deinen Sonnenuntergang wirst du haben. Ich werde ihn befiehlt. Aber in meiner Herrscherweisheit werde ich warten, bis die Bedingungen dafür günstig sind.’ ‘Wann wird das sein?’ erkundigte sich der kleine Prinz. ‘hm!’ antwortete der König, der zunächst einen großen Kalender studierte, ‘hm, hm!, das wird sein ... gegen ... das wird heute abend gegen 7,40 Uhr sein! Und du wirst sehen, wie man mir gehorcht.’<sup>1</sup>

Sind wir nicht in der Betonung der freien Entscheidung dem Tod gegenüber wie jener König, der seine Freiheit nur dadurch dokumentieren kann, daß er genau das befiehlt, was ohne ihn geschieht? Freiheit lediglich als Akzeptanz des unausweichlich Notwendigen?

Es scheint übrigens, daß sich schon hier, *wo es um Möglichkeiten menschlicher Freiheit angesichts des Todes geht, die Geister scheiden*, wenn ich lese, was Eberhard Jüngel schreibt: "Wir haben uns damit gegen eine in der Philosophie, aber auch in der katholischen Theologie eindrucksvoll vertretene Theorie ausgesprochen, die den Tod als letzte Entscheidung, als die das eigene Leben vollendende Tat des Menschen (*Rahner*), als 'die Tat des Wollens schlechthin' (*Boros*) interpretiert. Diese Interpretation ist biblisch unhaltbar."<sup>2</sup> Sollten wir uns nicht tatsächlich eher an die nüchterne, realistische Sicht des Alten Testaments halten, das schlicht aus der Beobachtung heraus davon spricht, daß der Mensch dahingeht wie das Vieh? (Vgl. Ps 49,13)

<sup>1</sup> Antoine de Saint-Exupéry, Gesammelte Schriften in 3 Bänden, Bd. 1 (dtv 5959), München 1978, 520-524.

<sup>2</sup> Tod (GTB Siebenstern 339) Gütersloh 1979, 116 f.

Hier läßt sich *genauer das Problem erkennen: Auch wenn der Mensch dahingeht, wie das Vieh, so besteht dennoch ein Unterschied: Der Beter der Psalmen (vg. Psalm 49) klagt sein Leid* über dieses Ableben, über dieses Dahinschwinden, das den Menschen sich selber nimmt. Das kann ein Tier nicht. Von dieser Grenzlinie her läßt sich eine erste Anthropologie des Todes entwickeln, die mehr ist als reine Biologie. *Der Mensch wird, auch in der Geschichte seines Werdens, dadurch Mensch, daß er über den Tod hinaus denkt. Er allein erkennt den Tod als Grenze; das zeigt, daß er ihn transzendieren kann. Der Tod als Grenze fordert geradezu das Denken des Menschen heraus. Aber dieses Denken selbst verfängt sich: Der Tod bleibt Abbruch; wir erleben ihn immer zunächst nur am anderen. Die anderen, die ihn erlebt haben, können nicht mehr über ihn sprechen. Die Kommunikation hört auf; an dieser Grenze scheitern alle sonstigen normalen Möglichkeiten des Erkennens und Nachdenkens. Das menschliche Über-den-Tod-Hinausdenken und Den-Tod-interpretieren kann sich nicht der sonst üblichen menschlichen Erkenntnismittel bedienen. Hier versagt die Erfahrung - sinnlich Wahrnehmbares gibt keine greifbare Auskunft. Kaum irgendwo sonst empfindet der Mensch das Dunkel der Verhüllung und des Geheimnisses seines eigenen Wesens so radikal wie hier. Es gibt so etwas wie ein "Muß" des Transzendierens und zugleich ein Nichtkönnen. Epiktet hat gesagt: "Der Tod ist für uns ein Nichts. Denn solange wir leben, ist er nicht da. Und wenn er da ist, sind wir nicht mehr."<sup>3</sup> Von sich aus sagt der Tod mit aller menschlichen Erfahrung, daß hier das letzte Wort gesprochen ist, daß über den Tod hinaus nichts wahrnehmbar bleibt vom Leben des Menschen. Solches Erfahren der Grenze im Transzendieren derselben fordert Deutungen heraus. Das *sich hier anmeldende Sinnbedürfnis* angesichts des Todes *sucht ihn zu "verstehen", einzuordnen in die Wirklichkeit.* Was hat angesichts des Todes das Ganze des Lebens für einen Sinn? Das Suchen der Antwort auf diese Frage ist angewiesen auf *kulturelle Vorgaben.* "Aus der Sicht der Soziologie offenbart sich im Tod in sonst nicht zu beobachtender Schärfe die 'Nahtstelle, an der sich Individuum und Gesellschaft unausweichlich begegnen.'" (v.Ferber...)." <sup>4</sup>*

## 2) Aus der Geschichte der Deutung

Vom Anfang der Menschheitsgeschichte an hat der Tod die Menschen in dieser Weise herausgefordert. In der *Palaeoanthropologie* ist das Auffinden von Begräbnisstätten oder Reste von Totenritualen eines der wichtigsten Anzeichen dafür, daß hier Menschen gelebt haben. Menschsein in diesem Bezirk bedeutet: Wenigstens in einem ersten Anfang Abstand zu bekommen von der Realität, die das eigene Leben begrenzt. Am Anfang tastete sich der Mensch *im mythischen Denken* über die Grenze des Todes hinaus. Sehr früh haben Mythen Menschen dazu gebracht, ihren Toten in irgendeiner Form die Reise in das Jenseits zu erleichtern.<sup>5</sup> *Riten* waren Instrumente konkreter Sinnvermittlung. "Riten dienen dazu, die in der Kollektivwirk-

<sup>3</sup> Hier zitiert nach dem Schreiben der DBK: „Unsere Sorge um die Toten und die Hinterbliebenen“ vom 22. Nov. 1994, 15.

<sup>4</sup> *Nassehi, Armin/Weber, Georg: Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung.* Opladen 1989,19.

<sup>5</sup> "Der kenianische Paläanthropologe R. LEAKEY zeigt plausibel, daß bereits von Frühformen des homo sapiens, nämlich des homo sapiens neandertalensis, 100.000 bis 40.000 Jahre alte Zeugnisse von Begräbnisriten gefunden wurden." Ebd., 54. Dort finden sich den unseren in etwa entsprechende Überlegungen zum Sinnbedürfnis angesichts des Todes.

lichkeit der Religion enthaltenen Elemente der Weltauslegung in actu in die Lebenswirklichkeit zu integrieren."<sup>6</sup>

Sichtbar wird in solchen stammelnden Bemühungen und Versuchen immer wieder einerseits der *Wunsch menschlicher Liebe, über den Tod hinaus wirksam zu sein*, begleitet von den verschiedensten Formen einer Vorstellung von einem weiteren Existieren des Verstorbenen. Man denke an die Grabbeigaben für die Reise in die Unterwelt. Es gibt andererseits *angstvolle Reaktionen* der Menschen angesichts des Unheimlichen des Todes, das sie verunsichert. Sie fürchteten von den Toten für ihr Leben; und so gibt es am Rande des Grabes auch mancherlei *Bannungsriten*, die bewirken wollen, daß die Trennung von Verstorbenen auch endgültig sei. Von einer Wiederbegegnung mit dem, der aus dem Tode kommt, fürchtet man für das eigene Leben.

Das Unheimliche wird der Tod nie verlieren, jegliches Heim, jegliche Heimat des Menschen ist durch ihn in Frage gestellt. Jean Ziegler<sup>7</sup> stellt fest: "*Das Bewußtsein von seinem eigenen Tod ist eine wichtige und grundlegende Erfahrung des Menschen. Sie markiert jene entscheidende Wende in der Menschheitsgeschichte, mit der im Palaeolitikum der Homo sapiens auftritt.* Die Menschen in finsternen Höhlen des Karmel (40.000 Jahre) von La Chapelle-aux-Saintes (45 - 35.000 Jahre) oder des Monte Circe (35.000 Jahre) gruben ihre ersten Gräber und bestatteten ihre Toten in Hockstellung mit zusammengebundenen Fuß- und Handgelenken wie erwartungsvolle Fötusse, die einem zweiten Leben versprochen sind. Seither haben die Menschen eine Vielzahl verschiedener Bilder von ihrem künftigen Tod geschaffen - und schaffen sie täglich -". Wichtig dazu ist folgende Beobachtung, die er mitteilt: "*In allen uns bekannten Gesellschaften des Homo sapiens drücken die Bestattungen zugleich eine Krise und ihre Überwindung aus. Auf der einen Seite Zerrissenheit und Angst, auf der anderen Hoffnung und Trost.*"

*Die Formen, in denen Menschen mit ihrem Tod und dem Sterben umgegangen sind, sind so mannigfaltig wie die Kulturen.* Es hat im Verlauf der Menschheitsgeschichte außerordentlich verschiedene Stellungnahmen zum Tod gegeben; zunächst wohl nicht aufgrund rationaler Reflexion, sondern unmittelbar spontan entstehend. Es ergibt sich im Vergleich dieser verschiedenen Möglichkeiten grundsätzlich doch so etwas wie eine Entscheidungssituation. In der besonderen, beobachtbaren Weise, wie der Mensch den Tod sieht, besteht und deutet, zeigt sich an, daß *Entscheidungselemente in das "Bestehen" des Todes eingehen.* Die verschiedenen Weisen, ihm zu begegnen, hat man im allgemeinen gerade nicht als gleichgültig angesehen.

Von den Erfahrungen der Kulturanthropologie und der Kulturgeschichte her läßt sich somit (abgekürzt) sagen, daß *dem Sterben von Menschen und dem Verstehen des Todes etwas spezifisch Menschliches anhaftet*, daß das Sterben von Menschen, so bestätigt dieser empirische Befund, grundsätzlich abzuheben ist vom Verenden des Tieres - bei aller Anerkennung der Tatsache, auf die der Psalmist hinweist, daß in der bloßen Phänomenologie von außen betrachtet parallele Vorgänge vorliegen: Das Aufhören der Lebensvorgänge des Organismus, der Zerfall des Leichnams, was die konkrete Erscheinungsform des Todes ansich hat.

*In Gestaltungen und Sinndeutungen zeigt sich, daß der Mensch zu ihm Abstand gewonnen hat; er kann sich zu ihm verhalten.* Das Spezifische am Menschen wird mit Kierkegaard eben dadurch zu bestimmen sein, daß dieser jenes Verhältnis ist, das sich zu sich selbst verhält. *Als*

<sup>6</sup> Ebd., 54.

<sup>7</sup> Die Lebenden und der Tod, Darmstadt 1977, 24 ff.

*human wird jene Realität anzusprechen sein, zu der sich der Mensch als zu einer Wirklichkeit seiner selbst und seines eigenen Daseins verhalten kann und auch verhalten muß.* Der Tod ist aber eine ausgezeichnete Weise, in der der Mensch an die Grenzen seines Daseins stößt und gerade darin das Bewußtsein provoziert, diese Grenzen transzendieren zu müssen und gleichzeitig zu erleben, daß er dieses aus eigener Kraft nicht kann. Von grundlegender Bedeutung für eine eigene Stellungnahme zum Tod, ja für dessen Annahme und die damit zu verbindende Gestalt des eigenen Sterbens sind Verständnis und Sinndeutung dieser Grenze, der wir uns unausweichlich und unaufhaltsam in unserem Leben nähern.

### 3) Der moderne Mensch und der Tod

In der Gegenwart gibt es einen Pluralismus von Deutungen; viele lehnen jede metaphysische Überhöhung ab und bedauern den Menschen aufgrund der Bewußtheit, in der er sich dem Tod gegenüber befindet. *Erich Fried* überschreibt sein kurzes Gedicht:

*"Definition:*

Ein Hund  
der stirbt  
und der weiß  
daß er stirbt  
wie ein Hund

und der sagen kann  
daß er weiß  
daß er stirbt  
wie ein Hund  
ist ein Mensch."<sup>8</sup>

Das Wissen um den Tod läßt diesen gerade um so fremder erscheinen. Eberhard Jüngel schreibt: *"Jedermann weiß, daß er sterben muß. Aber er glaubt es nicht."*<sup>9</sup> Oft wird auf Sigmund Freud hingewiesen, der auf eben dieses Faktum aufmerksam gemacht hat, daß es eine allgemeine Verdrängung des eigenen Todes gibt, an den im Grunde genommen niemand glauben will. Zu diesem Phänomen äußert sich Jüngel noch einmal: *"Was den Anschein von Willkür erweckt, ist vielmehr Ausdruck der Wahrheit, der Tod als ein mein eigenes Leben beendendes Ereignis unendlich befremdet.* Er ist eben nicht nur eine die Endlichkeit und Ganzheit des menschlichen Daseins konstituierende Grenze, sondern er ist mehr noch als daß diesem meinem Dasein gegenüber schlechthin befremdende Fremde. *Gerade das uns unendlich befremdende Fremde ist unser eigenstes."*<sup>10</sup>

*Die Isoliertheit der Sterbenden auf dem Hintergrund eines Mangels an bewältigter Todeserfahrung ist nach wie vor zu beklagen.* Es gibt nicht nur Trennwände, die zwischen die Betten

<sup>8</sup> *Fried*, Erich Gesammelte Werke. Gedichte I, Berlin 1993, 337, Kommentiert von *Kienecker*, F.: Der Tod in der Dichtung des 20. Jahrhunderts, in: A. Paus, Grenzerfahrung Tod, Graz u.a. 1976, S. 132.

<sup>9</sup> Ebd., in Paus, S. 15.

<sup>10</sup> A.a.O., Anm. 2, 15f.

gestellt werden, wenn jemand in einem Krankenhaus stirbt. Eine Passage aus dem frühen Roman Malte Lauritz Brigge von *Reiner Maria Rilke* hält fest, wie der Dichter eine sich dadurch ergebende Unmenschlichkeit des Sterbens im Krankenhaus ihm darstellte:

„Dies ausgezeichnete Hôtel ist sehr alt, schon zu König Clodwigs Zeiten starb man darin in einigen Betten. Jetzt wird in 559 Betten gestorben. Natürlich fabrikmäßig. Bei so enormer Produktion ist der einzelne Tod nicht so gut ausgeführt, aber darauf kommt es auch nicht an. Die Masse macht es. Wer gibt heute noch etwas für einen gut gearbeiteten Tod? Niemand. Sogar die Reichen, die es sich doch leisten könnten, ausföhrlich zu sterben, fangen an, nachlässig und gleichgültig zu werden; der Wunsch, einen eigenen Tod zu haben, wird immer seltener.“<sup>11</sup>

*Die Zeugnisse der Literatur zeigen zugleich die Hilfsbedürftigkeit des Sterbenden und die Hilflosigkeit derer, die ihnen helfen sollten.* Das sind schon die Konsequenzen einer praktischen Verleugnung des Todes, die immer damit zusammenhängt, daß der einzelne im Blick auf sein eigenes Sterben keineswegs zur Annahme und Bejahung gefunden hat. Das macht es dem einzelnen schwer, zu seinem eigenen Tod ein positives Verhältnis zu gewinnen; und im gleichen Maß wird es ihm schwer, anderen im Sterben zu helfen. Es ist nicht genau abzuschätzen, wie weit der gegenläufige Bewußtseinsbildungsprozeß seit den frühen Veröffentlichungen von Kuebler-Ross fortgeschritten ist. Die Reaktion der Kirche, die Bemühungen der Hospizbewegung und manches andere scheinen dafür zu sprechen.

Neben den zitierten Schriftstellern wären viele andere zu nennen; man denke an

Hermann Broch: Der Tod des Vergil, Thomas Mann: Tod in Venedig, Artur Miller: Tod eines Handlungsreisenden, Evelyn Waugh: Tod in Hollywood, Peter Handke: Bericht vom Selbstmord seiner krebserkrankten Mutter in "Wunschloses Unglück" usf.<sup>12</sup> Die Frage bleibt, wer diese Literatur liest, und welche Bedeutung andere Medien in der Darstellung des Todes für das Verständnis desselben haben. Mehr als ganz wenige Hinweise sind hier nicht möglich.

Ich möchte diese *Spuren einer Sinnsuche aufnehmen, und zwar in theologischer Methodik*, deren Quellen dort zu finden sind, wohin das Motiv des Psalmes weist, der zu Beginn zitiert wurde - mit dem Akzent: „Tu *Du* mir, Herr, mein Ende kund.“ (Ps 39,5) Der Kontext läßt den geradezu verzweifelt Leidenden erkennen. Hier bricht es aus ihm heraus: ein Sterbender, der zur Unzeit dem Tod konfrontiert ist, meldet sich. Er hatte sich eigentlich verboten, das zeigen die ersten Verse, zu reden, um sich keine Blöße zu geben. Aber jetzt beginnt er wie Ijob, der das tagelange Schweigen brach, um mit Gott zu reden. Hier in diesem Psalm klingt diese Bitte wie ein Ruf nach Einsicht, ein Ruf nach Weisheit, sich mit dem alle betreffenden Ende abzufinden. Hier gibt es keinerlei frohe Botschaft noch, keine Deutung des Todes, die ein Weiterleben in Aussicht stellen würde. Auf weite Strecken folgt das Alte Testament dieser nüchternen Sicht der irdischen Erfahrung, die uns nicht erkennen läßt, was jenseits der Schwelle sich befindet. Zeige uns Herr - wir können uns an den Ort wenden, wo er Menschen Weisung gegeben hat:

<sup>11</sup> Werke in 3 Bänden 3,113 f.

<sup>12</sup> Vgl. die Anthologie von Waller, Friederike (Hg.): Alles ist nur Übergang. Gedichte und Texte über das Sterben (Fischer Tb 11019), Frankfurt 1991.



#### 4) Die Deutung des Glaubens von Quellen der Bibel her: Die "Pädagogik Gottes" zur Annahme des Todes im Ablauf der Offenbarungsgeschichte

Ich möchte hier unter dem Stichwort der Pädagogik Gottes den Erkenntnisweg zu umreißen versuchen, *den der biblische Glaube in der Auseinandersetzung mit dem Tod und der Stellungnahme zu ihm gegangen ist.* Es war schon kurz die Rede von der nüchternen Realistik, in der man das Sterben des Menschen, sein Dahingehen, sah und mit dem Verenden der Tiere verglich - ein dringlicher Hinweis auf die Vergänglichkeit menschlichen Lebens und menschlichen Ruhmes, der in moderner Dichtung seine Entsprechung hatte.

Der Tod wurde als zum Leben gehörig empfunden. Nur der vorzeitige Tod wurde als Unglück heftig beklagt. Hans Walter Wolff stellt in seiner Anthropologie des Alten Testaments fest: "In den *Worten von Sterbenden* beobachten wir zunächst das Bewußtsein des alttestamentlichen Menschen, daß ihm im Tode das ganz und garnicht Ungewöhnliche widerfährt.

'Ich betrete jetzt den Weg aller Welt' - so können Josua (Jos 43,14) und David (1 Kön 2,2)...ihre Abschiedsworte beginnen. Selbst die Größten in Israel zieht der Tod in eine weltweite Schicksalsgemeinschaft hinein."<sup>13</sup> Daß das eigene Leben verlosch, nahm man hin; doch *gibt es so etwas wie die Vorstellung eines Weiterlebens in den Nachkommen:* "So setzte Israel Ephraim vor Manasse, und er sagte zu Joseph: Sieh, ich muß sterben. Gott wird mit euch sein und euch in das Land eurer Väter zurückbringen." (Gen 48,21). An der Todesgrenze, die Grenze für ihn selber ist, bezeugt er die Hoffnung für sein Volk. Der Mensch selbst ging zu seinen Vätern: "David entschlief zu seinen Vätern und wurde in der Davidsstadt begraben." (1 Kön 2,10).

*Israels Stellung zum Tod hat wie vieles andere eine Wurzel auch in der Auseinandersetzung mit den Kultformen seiner Umgebung.* Gerhard von Rad hat in seiner Theologie des Alten Testaments darauf aufmerksam gemacht, daß der Tod durch Israel radikal entsakralisiert und entmythisiert worden sei. "Alles Tote, d.h. Gestorbene, repräsentiert den äußersten Grad von Unreinheit (Num 9,6; 19,11. 16. 18; 31,19 von menschlichen Toten, Lev 11,24 bis 28 und öfter von tierischen Toten)."<sup>14</sup> Es handelt sich hier um Abwehrbestimmungen gegenüber der Versuchung zum Totenkult, den Israel in seiner Umgebung vorfand. *Der Tote selbst stand schlechterdings außerhalb des Kultbereichs Jahwes,* und einen anderen als diesen durfte Israel nicht kennen. Psalm 88,11-13 macht deutlich, daß *der Tod zugleich der Ort der Gottesferne,* der radikalen Entfremdung von Gott ist: "Wirst du an den Toten Wunder tun, werden die Schatten aufstehen, um dich zu preisen? Erzählt man im Grab von deiner Huld, von deiner Treue im Totenreich? Werden deine Wunder in der Finsternis bekannt, deine Gerechtigkeit im Land des Vergessens?" Hier lag "des Todes", so wörtlich *von Rad,* "eigentliche Bitterkeit, und dieses Todeserlebnis sprachen die Klagepsalmen ergreifend aus."<sup>15</sup> Auch von hier her ist zunächst im Glauben Israels kaum mit der Vorstellung eines individuellen Weiterlebens nach dem Tod zu rechnen.

*Die Vorstellung von der Scheol* ist eher die Vorstellung eines Reiches der Toten, nicht der Lebenden; die Verstorbenen führen in ihr eine Art *Schattendasein,* in dem sie nicht mehr menschlich zu fühlen vermögen. *Wächter* schreibt im theologischen Wörterbuch zum Alten Testament: "Wie andere Völker der Antike... stellten sich die alten Israeliten die Totenwelt als einen großen Raum in der Tiefe vor, als Unterwelt. In diesen Bereich der Finsternis (Ps

<sup>13</sup> München<sup>3</sup> 1977, 150.

<sup>14</sup> Bd. 1, 274.

<sup>15</sup> 1,276, von Gerlermann zitiert im ThAT, Bd.1, 896.

88,7.13; Ijob 10,21 und öfter) und des Schweigens (Ps 22,3; ...), der mit Tor und Riegel abgeschlossen ist (Jes 38,10; Ps 9,14...) und aus dem es keine Wiederkehr gibt (Jona 2,7; Ijob 7,9...) gehen die toten Geister ein. Dort gibt es keine Aktivität und kein Bewußtsein (Koh 9,10), doch hat jeder in schattenhafter Weise die Gestalt, die er beim Tod oder beim Begräbnis gehabt hat. Rang und Stand gelten weiter."<sup>16</sup> Zusätzliche Ausdrücke verdeutlichen die dunkle Realität der Scheol, die durch die *Tore der Finsternis* betreten wird. *Stricke der Unterwelt und Stricke des Todes* binden einen; sie ist *unersättlich* und läßt einen nicht entkommen. Sie ist ein *Land des Staubes und der Finsternis*.

In manchen *Gebeten*, im Gang zu Gott selbst, scheint sich nach und nach eine Wende anzudeuten. *Ps 63* könnte weiterführen, ein Psalm, der aus einer *Asylsituation* heraus zu verstehen ist. Jemand hat sich vor seinen Verfolgern flüchtend, Asyl suchend, in den Tempel gerettet. Wo alle Lebenschancen zu schwinden scheinen, bekennt er sich auf eine ganz neue Weise zu seinem Gott, indem er sagt: "*Deine Huld ist besser als das Leben*" (Ps 63, 4). Man vergegenwärtige sich hier: Leben war der Begriff des Segens, den man sich von Gott erhoffte. In diesem Wort war alles eingeschlossen, was für den Menschen von Wert war. *Leben war der schlechthin umfassende Wert*, Macht, Besitz, Kindersegen, alles umschließend. Aber hier bekennt der Beter: *Gottes Huld ist im Vergleich zu all dem das Größere*. In der Gottesbegegnung selbst erfährt der Beter eine mögliche Differenz von allem anderen. Der, der um sein Leben gelaufen ist, *erfährt, daß Gott, der ihn retten kann, mehr ist als dieses Leben: Deus semper maior = Gott ist immer der je Größere*. Alle Geschenke, auch das Leben selbst (!), können noch einmal durch ihn selber relativiert werden. Hans-Joachim Kraus zitiert in seinem Psalmenkommentar zu dieser Stelle Gerhard von Rad, der hier eine "tiefgreifende Umordnung aller Lebenswerte" in der Entwicklung des Alten Testaments konstatiert. Wörtlich: „Dieses Auseinanderfallen von Gnade und Leben war etwas völlig Neues in Israel. Es bedeutet die Entdeckung des Geistlichen als einer Wirklichkeit jenseits der Hinfälligkeit des Körperlichen."<sup>17</sup> Ähnliches findet sich in *Ps 73*. Dort ist zu lesen: "Was habe ich im Himmel außer Dir? Neben Dir erfreut mich nichts auf der Erde. Auch wenn mein Leib und mein Herz verschmachten, Gott ist der Fels meines Herzens und mein Anteil auf ewig." (Ps 73, 25f.)

Es scheint so zu sein, daß sich der auf den Tod bezogene Glaube zunächst in Abhebung von fremden Formen des Totenkultes entwickelt hat. Der alttestamentliche Mensch stellte sich zunächst in unbedingter Redlichkeit der Erfahrung, die ihm sagte, daß der Tod einfach alles beendet, daß der Mensch absolut machtlos ist, wie das Vieh, ja, wie das Gras, das da welkt. Da aber Jahwe der Bereich des Lebens voll und ganz zugeordnet ist, da Jahwe selber der Gott des Lebens schlechthin ist, bedeutet Tod zuvorderst das Getrenntsein von ihm. Von diesem Gott nun erhofften sich die Beter immer wieder die Errettung vom vorzeitigen Tod. Die gesamte Heilserfahrung mit dem befreienden, Leben spendenden, Gott ließ ahnen: Dort ist Leben in Fülle. *Wenn der Psalmist nun, wie an den genannten Stellen aufgrund seiner Erfahrungen mit diesem Gott sagen kann, daß Gottes Gnade mehr ist als das Leben, dann kann das schlechthin nicht anders verstanden werden, als daß hier eine Differenz gesetzt wird in Richtung auf eine größere Lebensfülle in Gott*. Es bahnt sich, vorsichtig gesprochen, so etwas an, wie ein Hinausschauen über die Grenzen des menschlichen Lebens und die Ahnung einer Überwindung des Todes, von der von Rad<sup>18</sup> spricht: "Es bleibt noch, zu zeigen, an welcher Stelle der Bann, den der Tod über das individuelle Leben gelegt hat, gebrochen wurde. ... Es

<sup>16</sup> Band 7, 903f.

<sup>17</sup> Kraus, Kommentar, 442.

<sup>18</sup> im Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament 2, 849.

war v.a. die Frage nach Jahwes Gerechtigkeit, als er nach der endgültigen Verwirklichung seiner Bundeszusage, die zu einer Lösung jenseits des Todes hindrängte." Von Rad belegt auch hier mit dem von uns bereits zitierten *Ps 73*. Er hält diesen Psalm für *die lauterste Gestalt alttestamentlicher Jenseitshoffnung*. Sie ergab sich allein aus dem Gnadengedanken, d.h. aus dem Gedanken der Zuwendung des Gottes in Lebensfülle.

*Ein weiterer Beleg dieser Glaubensentwicklung* dürfte im Text des Buches *Ijob 19, 23-27a* gegeben sein. Die Situation des Hiob ist bekannt. Zu den Leiden, die über ihn hereingebrochen waren, kommen noch die Vorwürfe der Freunde; sie sind wie ein dichter, geschlossener Kreis, der den Dulder einengt und ihm keine Aussichten gewährt. Ijob sieht sich auch moralisch in die Enge getrieben. Seine Unschuldsbeteuerungen werden aufgrund des weisheitlichen Dogmas von der selbstwirkenden Vergeltung nicht akzeptiert. Das erste Neue in diesem Text besteht in einem *Appell des Ijob an die Nachwelt*, da er bei den Freunden keine Appellationsmöglichkeit gefunden hat: "daß doch meine Worte geschrieben würden in einer Inschrift eingegraben mit eisernem Griffel und Blei, für immer gehauen in den Fels." (*Ijob 19,23*) Ein Denkmal, wie für die Ewigkeit geschaffen; man wird an ihn denken. *Posthum erhofft er ausgleichende Gerechtigkeit*.

Doch das reicht nicht hin; Ijob läßt den Gedanken fallen, wo sein Blick auf den besseren Anderen fällt; der Text setzt fort: "*Doch ich weiß: Mein Erlöser lebt. Als letzter erhebt er sich über den Staub.*" (*v.24*) Das Wort für den *Löser* bezieht sich im hebräischen Sprachgebrauch auf jemanden, der eines anderen Stelle übernommen hat, z.B. im Bereich der Blutrache oder im Bereich des Loskaufs. Häufig ist damit *der haftpflichtige nächste Verwandte* in Familienangelegenheiten gemeint. Hier wird dieses Wort auf Jahwe übertragen. Er ist der Beschützer der Schwachen gegenüber den mächtigen Gegnern. Hiob nennt Gott als letzten Wahrer seines Rechts, als seinen Anwalt. 'Ich weiß' - daraus spricht Zuversicht, feste Überzeugung. Der Löser lebt, der zu helfen bereit ist. Er gibt wirksamen Schutz.

Der Glaube des Volkes an Jahwe wirkt sich aus: *Auch im Angesicht des Todes ist noch jemand, der da ist und weiterhilft*. Dieser Löser hat das letzte Wort. Über dem Staub. Im folgenden Text heißt es: "Ohne meine Haut, die so zerfetzte, ohne mein Fleisch werde ich Gott schauen, ihn selber werde ich dann für mich schauen; meine Augen werden ihn sehen, nicht mehr fremd." (*v.26-27*) Dies kann sich gedanklich auf eine Theophanie oder auf eine Gotteschau im Jenseits beziehen. *Entscheidend ist hier, daß angesichts des Todes der Gläubige den lebendigen Gott als den Erlöser ansieht, der seine Sache übernommen hat*. Dann wird sich erweisen: er hat das letzte Wort. Meine Augen werden ihn sehen, er ist nicht mehr fremd. *Damit ist das Geheimnis des Todes - darauf kam es mir an, hinzuweisen - ganz auf das Geheimnis des göttigen Gottes zurückgeworfen*.

Von diesem Text allein ist noch nicht zu ahnen, wie sich spätere Entwicklung ergeben wird, und was sich im Neuen Testament in der Erfüllung alttestamentlicher Hoffnung einmal zeigen wird. *Jesus, der wahre Erlöser, ist, neutestamentlich gesehen, der Anwalt für den Sterbenden geworden*. Fast könnte man sagen, im Neuen Testament *beantwortet Gott über Erwarten jene Appellation des Menschen im Angesicht des Todes, indem er sie sich selbst in seinem Sohn zu eigen macht. Ich weiß, mein Erlöser lebt!*

Wollte man hier in der Darstellung der Todesdeutungen Vollständigkeit erreichen, müßten viele weitere Stellen besprochen werden; eine Analyse der Ebed-Jahwe-Lieder wäre fällig, eine Auslegung der Apokalyptik des Alten Testaments v.a. im Jesajabuch und im Danielbuch; die Weisheitsliteratur wäre heranzuziehen und die Makkabäerbücher mit ihren Hin-

weisen auf die Möglichkeiten, für Verstorbene zu beten. Illman schreibt: "Nur in apokalyptischen Texten wird gesagt, daß Gott den Tod endgültig vernichten wird (Jes 25, 8). In der weisheitlichen Literatur außerhalb der protokanonischen Schriften bahnt sich dann die Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele den Weg."<sup>19</sup>

Mir lag am zuletzt geäußerten Gedanken, *daß sich allmählich die Hingabe an den lebendigen Gott in einen Glauben daran entwickelte, daß der Mensch einmal partizipieren könne an der Lebensfülle des geheimnisvoll großen Gottes*. Dies jedenfalls entspricht auch der Art und Weise, in der man Jesus über den Tod sprechen hört. Wenn wir für das Alte Testament feststellen konnten, daß das Zutrauen zu Gott über den Tod hinaus sich zu dem Glauben entwickelt, daß uns Menschen durch diesen Gott die Gültigkeit unserer Existenz über den Tod hinaus verbürgt ist, so findet man ein *ähnliches Vorgehen in der Weise des Argumentierens Jesus selbst*.<sup>20</sup>

Wichtig ist seine *Stellungnahme zur Auferstehungsfrage der Sadduzäer*. Sie leugneten die Vorstellung von der Auferstehung der Toten. Sie suchten ihre Lehre durch Fangfragen zu erhärten, in dem sie gleichzeitig die Vorstellung von einem Weiterleben nach dem Tod lächerlich zu machen versuchten. Sie fragten, indem sie sich auf das Institut der Leviratsehe bezogen, wem denn nun im Jenseits die Frau gehören solle, die sieben Brüder nacheinander aufgrund der Leviratsehe geheiratet hatten (vgl. Mk 12 18-27 Parr.).

Der erste Teil der *Antwort Jesu kommt unserer Schwierigkeit entgegen*: Er zeigt, daß die Sadduzäer von vornherein in falscher Weise gefragt haben. *Es ist unmöglich, in einer einfachen Verlängerung der Linien der Lebenserfahrung, die wir hier machen, ein Leben im Jenseits vorzustellen*. In der vollendeten Daseinsgestalt des Lebens in Gott gibt es nicht mehr Trennungen von mein und dein, Zuordnungen, die Ausschließlichkeitscharakter haben. Die Frage, wie sie von den Sadduzäern gestellt wird, ist eine im Blick auf das Mysterium des Todes, des Mysterium Gottes *völlig unangemessene Frage*. In ihr ist nichts mehr von jener Ehrfurcht lebendig, die Menschen des Alten Testamentes sagen ließ: Wer Gott schaut, muß sterben - ohne Tod kein Weg zu Gott! In diesem Leben sind wir nicht zu Gottunmittelbarkeit und zur Gottesschau befähigt. Eine Verwandlung ist notwendig, um diese Form der Unmittelbarkeit zu ermöglichen. Die wirkliche Gottesnähe ist darum nicht mehr in die Kategorien unserer irdischen Existenz einfach einzuordnen.<sup>21</sup>

Diese Tatsache besagt nun jedoch gerade nicht, daß für den einzelnen mit seinem Tod „alles aus“ sei - wie man immer wieder sagt. In seiner Antwort nimmt Jesus trotz der Ablehnung der so gestellten Frage den Kern der Frage mit auf seinen Weg des Nachdenkens. *Er bezieht sich in seiner Antwort auf Stellen der Heiligen Schrift, die auch von den Sadduzäern akzeptiert wurden*, weil sie im Pentateuch stehen. Jesus erinnert an jene Selbstvorstellung Gottes, in der er sich als Jahwe dem Moses aus dem brennenden Dornbusch heraus geoffenbart hat: "Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs." Diese Väter waren damals lange gestorben; dennoch stellt sich Gott dem Moses als den Gott der Väter vor. Dazu sagt Jesus: *Gott ist doch nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden. Ein Gott, der Leben schenkt, Gott, in dessen Lebensfülle die Toten eingegangen sind. Das Geheimnis einer Weiterexistenz*

<sup>19</sup> ThWAT 4, 786.

<sup>20</sup> Gerade der moderne Mensch, der sich nicht leicht tut mit dem Glauben an ein Weiterleben nach dem Tod, könnte sich hier vielleicht leichter wiederfinden, weil, rein statistisch gesehen, die Zahl derer, die sich zu Gott oder einem höheren Wesen bekennen, erheblich größer ist als die Zahl derjenigen, die an ein Weiterleben nach dem Tode glauben.

<sup>21</sup> Sie ist nicht mehr vorstellbar, so sehr sie andererseits in Bildern und Vergleichen von Jesus geschildert wird.

*des Menschen nach dem Tod ist auch hier radikal zurückverlagert in das Geheimnis der allumfassenden Güte Gottes und der schöpferischen Macht seiner Liebe.*

Der Mensch hat die Möglichkeit, im Glauben dieser Auskunft als für sich relevant zu akzeptieren. Glaube nun ist freie Entscheidung, freier Akt; *eigentlich impliziert jeder Glaubensakt, insofern er den Menschen ganz umgreift und aus der Mitte des Menschseins kommt, eine Stellungnahme zum Tod.* Und so bahnt sich im Glauben, der aus der Hoffnung auf Gottes Verheißung lebt, immer mehr so etwas wie die Möglichkeit einer eigenen freien Stellungnahme auch zu seinem Tode an. Er nimmt sein Leben an als ein von Gott geschenktes und vertraut sich in diesem Leben dem schenkenden Gott selber wieder an.<sup>22</sup>

## **5. Die weitere neutestamentliche Reflexion auf den Tod**

Diese ist fundamental durch das Sterben und die Auferstehung Jesu bestimmt; sie macht den ntl. zentralen Aspekt des Todesverständnisses sichtbar: In ihm ist alle Hoffnung auf Leben bestätigt. Die Taufe ist für Paulus das Einswerden mit dem Tod und der Auferstehung Jesu. Sie ist Berührung mit einem Leben, das über den realen Tod hinauswirkt. Im Sterben Jesu ist dieser zwar grundsätzlich überwunden; doch die Erfahrung dieser Überwindung ist nur im Modus des Glaubens und der Hoffnung möglich, nicht unmittelbar zuhandene Erfahrung.

Wäre der Tod für den Gläubigen nur jene Vollendung einer Hingabe in die letztlich alles tragende Liebe Gottes, so blieben kaum die Schrecken und Ängste des Todes verständlich, der für den einzelnen immer wieder auch so etwas auch den Charakter einer letzten entscheidenden Probe oder Prüfung hat. Mit dem Tod verbindet sich zudem der Gerichtsgedanke. Stellung nehmen zum Tod heißt darum für den Gläubigen immer auch: radikales Bitten um die Vergebung eigener Schuld.

Nach traditioneller Lehre der Kirche, aber auch der neueren Auslegung menschlicher Freiheitsgeschichte gilt: *Im Tod wird die Tat der Freiheit eines Menschen endgültig*; sie ist Selbstverfügung in das absolut Unverfügbare hinein. Und sie wird unter das untrügliche Gericht Gottes gestellt. Da sich nun das Ergebnis der eigenen freien Entscheidung dem Zugriff des menschlichen Erkennens entzieht, bleibt dem einzelnen hinsichtlich der Wertung dieser endgültigen Entscheidung keine Möglichkeit, diese von sich selbst aus zu rechtfertigen. *Den Tod in der freien Glaubensentscheidung annehmen heißt also auch: Verzicht auf jede letzte Selbstgerechtigkeit - stattdessen Selbstübergabe an Gott, der größer ist als das Herz, das uns anklagt, wie der 1. Johannesbrief betont.*

## **6) Bezug zu medizinischen Daten im Hinblick auf die Todesfeststellung**

Sie haben gesehen, *die Antwort der Theologie wird auf einer anderen Ebene gegeben als in der Medizin nach den Kriterien des Todes gefragt wird.* Ich halte es für wichtig, die Ebenen deutlich zu unterscheiden. Dennoch *treffen wir uns im Dialog an dem Punkt, wo die reale*

<sup>22</sup> *Therese von Lisieux* sei zitiert, die die ganze Massivität der Glaubensschwierigkeiten moderner Menschen an sich selber erfuhr; von ihr ist das Wort überliefert: "Ich glaube nicht mehr an das ewige Leben: Mir scheint, daß es nach diesem sterblichen Leben nichts mehr gibt. Alles ist verschwunden. Es bleibt nur noch die Liebe." (Zit. nach Josef Sudbrack, *Abwesenheit Gottes* (Theol. Meditationen 25) Zürich u.a. 1971, 11) Jede Möglichkeit, unser normales Erfahrungswissen einfach über den Tod hinaus zu denen, ist uns genommen. Aber dem Christen ist die Wahrheit zugesprochen, daß der Grund allen Daseins umfassende Liebe ist. Das und nichts anderes ist der Grund der Hoffnung über den Tod hinaus. Das diese Hoffnung begründende Wort Jesu ist durch seinen Tod und seine Auferstehung endgültig bestätigt worden.

*Erfahrung den Menschen und sein Sterben einholt. Theologisch ist der Tod das irreversible Ende einer menschlichen Freiheitsgeschichte, deren Erfüllung in einer anderen Dimension von Wirklichkeit erhofft wird und für den Christen in der Heimkehr Jesu Christi in die Lebensfülle des Vaters verbürgt ist. Er ist ein ganzmenschliches Ereignis, betrifft Leib und Seele des Menschen. Seine Freiheit ist herausgefordert, wo sie ihm ganz genommen zu sein scheint.*

Im Hinblick auf diese Freiheitsgeschichte gilt, daß sie eine wirkliche Geschichte ist, die *in Zeiteinheiten vermessen* werden kann. Sie ist endlich und hat darum ein zeitlich definierbares Ende. Es gibt einen Zeitpunkt, der raumzeitlich bestimmbar ist. Hier *trifft sich die medizinische und die theologische Krieteriologie* in dem Faktum der unter bestimmten Umständen gegebenen Irreversibilität eines Sterbeprozesses. *Die Irreversibilität nicht mehr und nie wieder auftretender Hirntätigkeit korresponiert auf der Ebene humaner Existenz der Irreversibilität des Endes menschlicher Freiheitsgeschichte.*

Im Hinblick auf die *Einheit des Menschen aus Leib und Seele* und auf die Tatsache, daß beide Komponenten das menschliche Sterben bestimmen, gilt folgendes: Wenn auf der somatischen Ebene der *Zerfall der einheitlichen Steuerung* des Ganzen des menschlichen Leibes feststellbar ist, dann ist dieser Zerfall auch *Zeichen dafür, daß der ganzheitliche Bezug der Seele, die Leben des Leibes ist, zu diesem Leib nicht mehr besteht*. Gerade dies aber ist beim Erlöschen aller Hirnfunktionen der Fall. Auch von dieser Seite her trifft sich die medizinische Krieteriologie mit der philosophisch-theologischen. Das wäre meines Erachtens die Grundlage für weitere ethische Konsequenzen, die hier zu ziehen wären.

Erlauben Sie mir noch einen Hinweis auf die *Schwierigkeit in der Akzeptanz des Hirntodkriteriums*. Diese Schwierigkeit hängt mit einem Umstand zusammen, der der gesamten modernen Ethik eigen ist: Sie kann in viel geringerem Maß der einfachen Intuition folgen als frühere Formen der Ethik. Sie muß in weit höherem Maß zur Umschreibung der Verantwortlichkeiten des Menschen Ergebnisse von naturwissenschaftlicher Forschung berücksichtigen als das je zuvor der Fall war. Wir haben kein Sinnesorgan für gefährliche Strahlen, wir haben keine unmittelbare Intuition von embryonaler Entwicklung; in allen diesen Bereichen und vielen anderen vor allem der Umweltethik sind wir zur Wahrnehmung unserer Verantwortung auf naturwissenschaftlich erarbeitete Erkenntnisse angewiesen. Ja, in manchen Bereichen wird geradezu *kontraintuitives Wahrnehmen gefordert*. Gerade dies ist auf dem Problemfeld der Fall, welches uns hier beschäftigt. Jemanden als tot anzusehen, dessen Herz noch schlägt, dessen Lunge noch atmet, das ist in der Tat gegen urtümliche menschliche Intuition, die im Atmen, im Herzschlag immer Lebenszeichen gesehen hat. Wissenschaftliche Vernunft spricht dafür, wogegen unmittelbare Wahrnehmung sich wehrt. Man muß sich nicht wundern, wenn das nicht ohne erhebliche emotionale Widerstände abläuft. Aber es geht auch hier um die Möglichkeit, den Menschen besser zu erkennen und ihm besser gerecht zu werden. Wir können hinter unsere Erkenntnisse nicht zurück und müssen ihnen gerecht werden.

## **7) Zur Frage der "ars moriendi" - Verhaltensweisen zur "Einübung" des Sterbens**

Daß es Freiheit gegenüber dem Tod gibt, haben wir darin erkannt, daß der Tod unterschiedliches Verstehen zuläßt und damit aus einer Distanz des Menschen heraus unterschiedliche Einstellungen zum Tode möglich werden. Es bedeutet nicht, daß wir die Freiheit hätten, nicht zu sterben; das bedeutet aber, *daß wir bis zu einem gewissen Grad uns auf dieses Sterben einstellen können*.

Zunächst ist ein Mißverständnis aufzulösen: Häufig wird das Nietzsche-Wort zitiert, daß die Christen, wenn sie wirklich Christen wären, doch fröhlicher auszusehen hätten. In Parallele dazu wird *die Ansicht geäußert, der Tod aus überzeugtem Glauben könne nur der Tod in der Ruhe eines sich einschwingenden unbedingten Vertrauens sein*. Dieses ist gerade angesichts dessen, was wir in Jesu Leben beobachten können, keineswegs so etwas wie eine Verhaltensnorm für Christen im Sterben. *Wie uns realiter der Tod erreicht*, mit welchen Schrecknissen und Erfahrungen er uns betrifft, können wir gerade nicht im voraus ausmachen und auch *nicht ein bestimmtes Modell* definieren, in dem wir den Tod bestehen werden. Der niederländisch-amerikanische Schriftsteller Nouwens hat ein erschütterndes Buch geschrieben über den Abschied von seiner Mutter. Es war der Tod eines unbedingt gläubigen Menschen; aber die Familie erlebte eine lange Agonie dieser Frau, die ihr Leben immer aus der Konsequenz ihres Glaubens heraus gelebt hatte. Es war nicht leicht, mit diesem Umstand ihres Sterbens fertig zu werden. Es macht aber deutlich, wie sehr man sich davor hüten muß, anzunehmen, daß die bewußte Einstellung zum Tod bewirken würde, daß der Tod von Christen immer in der abgeklärten Ruhe völliger Gelassenheit gestorben würde.

Über die psychischen Auswirkungen bestimmter Krankheiten aufgrund der Ausschüttung dieser und jener Gifte in die Blutbahn wissen wir vermutlich ohnehin noch zu wenig; ich konnte in bestimmten Phasen eines fortgeschrittenen Krankheitszustandes bei einem an einem Karzinom Erkrankten psychische Rückwirkungen erleben, die von Minute zu Minute völlig andere Formen des Empfindens deutlich werden ließen. Hier mag auch in den Untersuchungen von Kübler-Ross nicht alles geklärt sein. Diese beziehen sich auf einen psychischen Prozeß, wie er in einer typisierten Form immer wieder beobachtet werden kann, und es kann sich da wohl um solche Formen normal psychischer Abläufe handeln, die nicht durchkreuzt sind durch mögliche Intoxikationen des Gehirns und den entsprechenden Reaktionen. Man muß hier also hinsichtlich der konkreten Gestalt des Sterbens selbst bescheiden bleiben und nicht von Zielvorstellungen ausgehen, die auch durch das Beispiel Jesu selbst gar nicht von vornherein zu postulieren sind.

*Wie könnte aber dann Einübung einer Annäherung des eigenen Todes aussehen?* Zu einer Zeit, in der man weniger von dem oben angedeuteten Freiheitsverständnis ausging, bei dem im Tod die Freiheitsgeschichte eines ganzen Lebens endgültig wird, spielte der unberechenbare Zeitpunkt des Todes eine außerordentlich große Rolle. Bestärkt durch einseitig ausgelegte Bibelworte vom Herrn, der kommt wie ein Dieb in der Nacht, war man geneigt, etwas atomistisch je nach dem Vorhandensein des Standes der Gnade entschieden zu sehen, was mit dem Menschen würde, der in diesem Moment aus dem Leben schied. *Der Augenblick des Todes war entscheidend schlechthin*. Befand sich der Mensch im Stand der Todsünde, wie man sagte, war sein ewiges Schicksal durch den Tod besiegelt. Diese Sichtweise ist durch die neuere nicht einfachhin aufgehoben; aber man konzipiert den Wechsel von Gnadenstand und Sündenstand nicht mehr in dieser aktualistischen Form, die den organischen Zusammenhang der vielen Freiheitsentscheidungen im Verlauf eines menschlichen Lebens aus dem Blick verloren hatte.

Auf dem Hintergrund dieser Einstellung finden sich viele alte *Gebete*, in denen der einzelne *um eine gute Sterbestunde* gebetet hat. Wenn heute der Mensch dazu geneigt ist, einen Tod, von dem man nichts merkt, als den eigentlich glücklichen anzusehen, so war damals genau das Gegenteil der Fall; man betete um *das Bewahrtwerden vor einem plötzlichen und unversehene Tod*. Man glaubte, daß durch die Begegnung mit dem Herrn in den Sakramenten in der letzten Stunde der Weg in ein vollendetes Jenseits gesichert werden könne. Will man also

die damalige Praxis in einen Kontext heutigen theologischen Verstehens übersetzen und um eine gute Sterbestunde bitten, dann würde man wohl die Sterbestunde in einem übertragenen Sinn verstehen; diese wäre dann nicht ausschließlich in eins zu setzen mit der Uhrzeit des Ablebens; sondern *die Sterbestunde wäre je von neuem die "Stunde" von Entscheidungen, in denen der einzelne grundsätzlich sich selber "abstirbt" und auf Gott hin lebt.* Es wäre dann diese Stunde eine solche, wie sie etwa in der Verwendung des Wortes Stunde im Johannes-Evangelium gesehen wird: Es ist die Stunde der Entscheidung, die Stunde des jeweiligen Kairos, des jeweiligen Angebotes Gottes. Die Stunde *im Johannesevangelium ist die Stunde des Pascha*, des großen Durchgangs zur Erhöhung. Wenn man also um eine gute Sterbestunde bittet, dann im Grunde genommen um die Wachheit des Herzens, um die Bereitschaft, den Anruf der jeweiligen Stunde wahrzunehmen.

Das entspricht auch den Grundforderungen des Neuen Testaments; dort wird häufig die Wachsamkeit zusammen mit dem *Gebet* gefordert. Das Gebet ist der Vorgang, in dem die Ausrichtung des menschlichen Lebens auf das Kommen des Herrn stets neu bewußt gemacht wird. Wachtet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet; man kann zum Positiven gewendet sagen, daß die Versuchung jeweils die "Stunde" der Entscheidung ist und das Gebet um das Bestehen dieser Stunde einen für das Kommen des Herrn darin bereit macht. Das Vater unser wäre auch in diesem Sinn eine Art Mustergebet. Man denke in diesem Zusammenhang an das *Gleichnis vom Verwalter*, dem der Gutsherr das Seine anvertraut; er erwartet, daß er stets bereit ist für sein Kommen. Das bedeutet aber nicht, daß er ständig in die Richtung starrt, in der er vielleicht den Herrn erwartet. Vielmehr soll sich seine Wachsamkeit auf dasjenige richten, was ihm der Herr anvertraut hat, das heißt konkret, auf die Aufgaben, die das Leben stellt.

Das entspricht recht genau dem, was Wolfgang Amadeus *Mozart* in einem Brief an seinen Vater schreibt - dies etwa zwei Jahre vor seinem Tod -: "Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel beruhigendes und tröstendes Rufzeichen. Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit (Sie verstehen mich) zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennenzulernen. - Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den anderen Tag nicht mehr sein werde, - und es wird doch kein Mensch, von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre, -und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen."<sup>23</sup>

---

<sup>23</sup> W.A.Mozart: Briefe, Eine Auswahl, Berlin 1976, Brief vom 4. April 1787, S. 374f.



**„Herr, tu mir mein Ende kund“ (Ps 39,5)****Der Tod in der Sicht des Glaubens**

## Thesen zum Referat Fraling

1. Der Tod fordert das Sinnbedürfnis des Menschen heraus; dieses bestimmt die Freiheit des Menschen angesichts des Sterbenmüssens mit und prägt sein Umgehen mit ihm.

2. Im Verlauf der Geschichte hat der Mensch höchst unterschiedliche Deutungen des Todes und jeweils entsprechende Formen des Umgangs mit ihm entwickelt.

3. Der moderne Mensch hat im Zusammenhang mit der naturwissenschaftlich technischen Dominanz der Wirklichkeitswahrnehmung spezifische Schwierigkeiten mit metaphysischen Todesdeutungen. Zugleich steht er dem Sterben viel fremder gegenüber als Menschen früherer Generationen.

4. Die Entwicklung der biblischen Botschaft hat ihren Ausgangspunkt in der massiven Erfahrung der Gottesferne im Tod, der keine Aussicht kennt. Wo immer mehr mit der Erfahrung von Gottes Nähe dessen Lebensfülle erahnt wird, wächst die Hoffnung auf eine Teilnahme an dieser Fülle.

5. Für das Neue Testament ist der Tod zugleich Ort des Einswerdens mit Tod und Auferstehung des Erlösers und irreversibles Ende einer zu verantwortenden Freiheitsgeschichte.

6. Berührungspunkte der theologischen Todesdeutung mit medizinischen Feststellungen sind einmal der Gesichtspunkt der Irreversibilität des Todes und zum anderen der des Zerfalls menschlicher Ganzheit.

7. Ohne eine rechte „ars moriendi“ gibt es keine „ars vivendi“ - ohne diese kann die Begleitung von Sterbenden nicht gelingen.

---

**Die Referenten:****Prof. Dr. Heinz Angstwurm**

geboren 1936 in München, humanistisches Gymnasium an der Benediktiner-Abtei Ettal. Studium der Medizin in München. Ausbildung zum Arzt für Neurologie und Psychiatrie an der Universitäts-Nervenlinik München. Universitätsprofessor für Neurologie, tätig als Oberarzt an der Neurologischen Klinik der Universität München, Klinikum Großhadern.

**Prof. Dr. Bernhard Fraling**

geboren 1929 bei Münster. Studium der kath. Theologie, Promotion bei K. Rahner, Habilitation bei R. Egenter. War zunächst Regens am Priesterseminar in Münster, dann Ordinarius für Moraltheologie in Paderborn und schließlich Professor für Moraltheologie in Würzburg. Seit 1996 emeritiert.